

Die Deutsche Evangelisch-Lutherische Kirche in der Sowjetunion

Entwicklungen und Probleme des Neuanfangs

Am 13. November 1988 wurde der lettische Oberpfarrer Harald Kalnins unter Teilnahme zahlreicher Bischöfe aus dem Baltikum und dem westlichen Ausland sowie von zwanzig Vertretern rußlanddeutscher Gemeinden in das Amt des Bischofs der deutschen Lutheraner in der Sowjetunion eingeführt. Die anwesenden Predigerbrüder überreichten ihrem künftigen Bischof dabei ein Schreiben folgenden Wortlauts:

„Lieber Bruder Kalnins!

Wir leitenden Brüder der deutschen evangelisch-lutherischen Gemeinden in der Sowjetunion sind miteinander einig, daß Sie der rechtmäßige Bischof aller deutschen evangelisch-lutherischen Gemeinden in der UdSSR sind. Wir danken Ihnen für Ihre Bereitschaft, Ihre Kraft und Ihre Zeit für das Wohl der Gemeinden zur Verfügung zu stellen. Wir hoffen, daß mit Ihnen alle unsere Gemeinden wieder zu einer einheitlichen Gesamtkirche zusammenwachsen, nach der Ordnung, wie sie vor ihrer Auflösung im Jahre 1936 bestanden hat. Wir freuen uns, daß der Rat für Religionsangelegenheiten beim Ministerrat der UdSSR Sie als unseren Bischof bestätigt hat, und denken, daß es nun bald zur Bildung eines funktionsfähigen Konsistoriums kommt. Dem Lutherischen Weltbund danken wir für alle Hilfe und stellvertretendes Eintreten. Ebenso gilt unser Dank der Evangelisch-Lutherischen Kirche Lettlands, Litauens und Estlands. Möge der heilige, dreieinige Gott Sie und uns alle führen und leiten. Ihm allein sei Ehre und Dank.“

(Es folgen zwanzig Unterschriften, unter denen sich eigenartigerweise auch die von Pfarrer Ernst Rogge/Ernsts Roga befindet, der in Schilute/Heydekrug, Memelland, der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Litauen als Gemeindepfarrer dient. Seine Anwesenheit und Unterschrift erklärt sich daraus, daß er immer wieder – wenn die Behörden ihm dies gestatteten, was oft nicht geschah – die deutschen Gemeinden in Asien besucht und seelsorgerlich betreut hat.)

Mit der Einführung von Pastor Kalnins zum Bischof hat, so mag mancher Fernerstehende glauben, eine eher durch Rückschläge gekennzeichnete Entwicklung des deutschen Kirchenwesens in der Sowjetunion einen kaum noch erhofften glücklichen Abschluß gefunden; die deutschen Lutheraner in der Sowjetunion haben – oder wie Kalnins zu betonen pflegt: haben *wieder* – eine Kirche.

Ein Blick zurück

Nach der Deportation der Rußlanddeutschen als Folge des deutschen Angriffs auf die Sowjetunion 1941 war ein kirchliches Leben überhaupt nicht zu denken gewesen. Bereits seit 1937 war die „Evangelisch-Lutherische Kirche in Rußland“ unter den Drangsalen des Stalinterrors erloschen – wie im Prinzip alle religiösen Organisationen in der UdSSR (nur wenige Kirchen hatten das zweifelhafte Privileg – wie etwa die Russische Orthodoxe Kirche – eine nominelle, aber völlig handlungsunfähige Kirchenleitung, dezimiert auf wenige Personen, behalten zu dürfen, durch deren Existenz ausländische Vorwürfe der Kirchenverfolgung in der Sowjetunion widerlegt werden sollten). – Wir wissen von Gebetskreisen, die sich in den Lagern der Deportation, in Städten und Dörfern der deutschen „Sonderansiedlung“, heimlich bildeten. Wir wissen, daß Pfarrer Eugen Bachmann und Pfarrer Arthur Pfeiffer unter Lebensgefahr die Deportationszentren bereisten und dort taufte, trauten, konfirmierten und das Abendmahl spendeten. Später hat noch Pfarrer Johannes Schlundt kurzzeitig im Reisedienst gestanden – sonst stellte sich keiner der früheren Pastoren mehr den zerstreuten Gemeindegruppen zur Verfügung, obwohl es noch einige gab, die die schlimmsten Jahre überlebt hatten.

Gebets- und Hauskreise bildeten sich praktisch in allen deutschen Ansiedlungen, seit mit Beendigung des Krieges der Druck auf den Deutschen ein wenig nachgelassen hatte. Vor allem sind Erweckungen zu erwähnen, von denen die rußlanddeutschen Deportationsgebiete ergriffen wurden und die die Hauskreise wachsen ließen – Erweckungen, wie sie seit einhundert Jahren in Notzeiten unter den Rußlanddeutschen immer wieder aufgetreten waren. Es ist übrigens hervorzuheben, daß bis über die Mitte der 50er Jahre diese Gebetskreise im wesentlichen unter der Leitung von Frauen standen, und daß die Kreise nicht konfessionell ausgerichtet waren – lutherische Brüder, Mennoniten, Baptisten, Pfingstchristen, Adventisten nahmen teil, vielfach auch Katholiken. Erst als ab 1955 überwiegend Männer aus der früheren Arbeitsarmee im Norden, oft von jenseits des

Polarkreises, in die klimatisch günstigeren Städte und Dörfer Mittelasiens übersiedeln durften, wohin ihre Frauen, Kinder und die alten Leute verschickt worden waren, trat Spaltung ein. Einerseits wurden die Kreise durch den Zustrom aus dem Norden zu groß, als daß sie sich noch hätten heimlich treffen können, andererseits warfen die Männer, die nun die Frauen in der Führung der Hauskreise ablösten, wieder grundsätzliche Fragen auf. Vor allem entzündeten sich die Geister an der Tauffrage – ob Kinder- oder aber Erwachsenentaufe. Und darüber zerbrach die Ökumene der ersten Stunde, die das Ergebnis des gemeinschaftführenden Dienstes der Frauen gewesen war.

1957 war es dann, daß Pfarrer Bachmann in Akmolinsk, dem späteren Zelinograd, die erste deutsche lutherische Gemeinde nach dem Zweiten Weltkrieg bei den Behörden registrieren lassen konnte, nachdem er 1953 heimlich die Arbeit in den Gebetskreisen aufgenommen und 1955 den Antrag auf staatliche Zulassung gestellt hatte. Diese Gemeindegründung war aber nicht der Beginn einer ausschließlich günstigen Entwicklung – genauso wenig wie die Erhebung von Pastor Kalnins zum Bischof das Ende einer langen Stagnationsperiode darstellt. Pastor Bachmann war alsbald von allen Seiten – Presse, Behörden, Polizei, Öffentlichkeit – derartigen Pressionen ausgesetzt, daß sein Spielraum immer kleiner wurde. Er durfte die deutschen Siedlungen in den Weiten Mittelasiens und Sibiriens nicht mehr besuchen, an der Tür zum Bethaus mußte er ein Schild anbringen: „Eintritt für Jugendliche unter 18 Jahren verboten!“ Immer wieder hatte er sich vor den Behörden zu verantworten, die ständig mit der Auflösung der Gemeinde drohten. Außerdem entstand zwischen Pfarrer und Gemeinde, die sich zu großen Teilen aus Brüderkreisen zusammensetzte, ein permanenter Spannungszustand, der auch theologische Ursachen hatte – hier spielten die eschatologischen Züge der theologischen Aussagen der Brüder und anderes mehr eine wichtige Rolle; Bachmann warf den Brüdern Unbildung und Anmaßung vor. Die Gegensätze nahmen gelegentlich Züge offener Feindseligkeit an und sind bis heute zu spüren. Schließlich unterband Bachmann die Aktivitäten der Brüderkreise.

Fast ein Jahrzehnt lang konnte trotz vielfältiger Bemühungen seitens verschiedener Gebetskreise keine weitere offizielle Gemeindegründung erreicht werden – die Chruschtschow-Ära mit ihren Religionsverfolgungen (1958–1964) war ein schlechter Zeitpunkt dafür – allein in diesem Zeitraum wurden in der ganzen Sowjetunion (von ca. 20 000) 11 500 orthodoxe Gemeinden aufgehoben! Ende der 60er Jahre erfuhren wir von fünfzehn bis zwanzig registrierten rußlanddeutschen lutherischen Gemeinden.

Die Nachrichten waren dürftig und nicht sehr ermutigend. Erst in den 70er, vor allem dann in den 80er Jahren erreichten uns immer öfter Nachrichten von Gemeindegenehmigungen, die bald die hundert überschritten.

Gemeindegenehmigungen gab es zunächst durchweg nur in Großstädten – in Kolchosen oder auf Dörfern war entweder überhaupt nicht daran zu denken, weil hier wegen der Überschaubarkeit und der daher leichteren Kontrolle die Unterbindung religiösen Lebens von vornherein leichter ist – oder aber eine Registrierung erschien gar nicht notwendig, weil die Leitung der Kolchosen die Arbeit der Deutschen so schätzte, daß man sie in ihren religiösen Aktivitäten weitgehend unbehelligt ließ.

Gebets- und Hauskreise

Wie sahen diese Hauskreise aus? Es handelte sich zunächst ausschließlich um Brüderkreise. Das Schicksal der Rußlanddeutschen hat diese Entwicklung bedingt: Unter den Verfolgungen und Liquidationen der späten 30er Jahre haben die sogenannten „Sonntagschristen“ bald ihren Glauben verborgen – oder geleugnet bzw. sogar verloren. Vielleicht hat der abrupte Zusammenbruch der ganzen Kirche im Jahre 1937 nach Verhaftung bzw. Amtsbehinderung der Pastoren auch damit zu tun, daß es die Kirchenleitung versäumt – eigentlich sogar verhindert – hat (dies aber auch wiederum aus guten Gründen), daß in Notsituationen, wie es sie seit 1929 ständig gab und die sich noch häuften, Laien in stärkerem Maße zum Verkündigungs- und Seelsorgedienst oder gar zur Verwaltung der Sakramente berufen wurden. Jedenfalls sind Versuche, Gemeinden durch Laien weiter zu leiten und so am Leben zu erhalten, hilflose Versuche geblieben und schnell gescheitert. Wenn sich nach 1937 noch etwas wie gemeinschaftliches christliches Leben unter den Rußlanddeutschen regte, so geschah dies fast nur in den Brüderkreisen. Diese hatten unter den Rußlanddeutschen immer eine bedeutende Rolle gespielt, weil die Amtskirche einen großen Teil der Gemeinden nur selten erreichen konnte – vier bis fünf Dörfer hatte ein Pastor meist zu betreuen, oft waren es noch mehr, manches Kirchspiel zählte gar über zwanzig Dörfer, so daß die geistliche Versorgung in Rußland nie ausreichend war. Den Gottesdienst mit Lesepredigt hielt bei Abwesenheit des Pfarrers der Lehrer, er vollzog auch Taufen und Bestattungen. Die Brüderkreise, aus der württembergischen Stunde herkommend und durch Erweckung ständig verstärkt, boten denjenigen, denen das kirchliche Angebot nicht ausreichte, eine Alternative zur „erkalteten“ Kirche. Hier wurde heiß um das Erlebnis der Erweckung

gerungen – die Umkehr, Bekehrung und schließlich geistliche Wiedergeburt einleitet, wobei die Aufnahme in die Brudergemeinschaft unter den lutherischen Brüdern als geistliche Neutaufe empfunden wird. So wird unter den „Wiedergeborenen“ nicht das Taufdatum als wichtiger Schritt auf dem christlichen Lebensweg empfunden, sondern die Stunde, die Minute, die Sekunde der Erweckung, die man meist genau anzugeben weiß.

Auch in Rußland gab es stets Spannungen zwischen den Kirchlichen und den Wiedergeborenen – „Betbrüdern“ und „Betschwestern“. Aber in der lutherischen Kirche kam es nicht zu jener tiefen Spaltung wie etwa unter den Mennoniten, bei denen sich um 1860 die Brüderbewegung von der traditionellen Mennonitengemeinde ablöste. Die Brüderkreise blieben in der lutherischen Kirche, wenn sie auch eher ein Leben neben ihr und oft auch im Gegensatz zu ihr führten, aber doch auch von manchem Pastor als Kern der Gemeinde geschätzt wurden.

In den Erweckungsbewegungen, die seit den 20er Jahren des 19. Jahrhunderts die deutschen Dörfer durchdrangen, haben russischer Baptismus (ab 1860), Adventismus (ab 1880) und Pfingstchristentum (ab 1920) wichtige Anstöße empfangen. Sie alle haben nach intensiven Berührungen mit lutherischen und mennonitischen Kreisen brüdergemeinschaftliche Elemente in ihre sich neu formenden Gemeinschaften mitgenommen. So sind bis heute etwa in Geist und Ablauf der Versammlungen lutherischer Brüderkreise, der Baptisten und Evangeliumschrsten, der Adventisten oder der Pfingstchristen kaum Unterschiede zu erkennen, so daß der Wechsel etwa von der lutherischen Brüdergemeinde zu den Baptisten oder Pfingstchristen heute oft als gar nicht gravierend empfunden wird.

Der Älteste leitet die Brüderversammlung ein, bestimmt die vier Brüder, die in der Versammlung „am Wort dienen“ werden, und schlägt die Lieder vor. Jeder Wiedergeborene darf am Worte dienen. Das Liedgut ist das der Erweckungsbewegungen des 19. Jahrhunderts, meist pietistischen, aber auch amerikanischen Ursprungs – hier einige Titel solcher Liedersammlungen: Glaubensstimme, Zionslieder, Frohe Botschaft, Heimatklänge, Missionsharfe usw. Die vier freien Schriftauslegungen der Brüder haben fast ausnahmslos den Charakter von Bußpredigten und werden immer wieder von entsprechenden Gebeten unterbrochen, die die Versammelten zu Tränen der Reue führen. Einen wichtigen Bestandteil dieser Versammlungen bildet das große Schlußgebet in Form des sogenannten Murrelgebets, während dessen alle zusammen halblaut für sich beten und gleichzeitig einer nach dem anderen laut seine wichtigsten

Gebetsanliegen vorträgt. Dabei bilden abermals Tränen, Seufzer und Ausrufe („Halleluja!“, „Das walte Gott!“ u. ä.) den Hintergrund. Pfingstlerische Einflüsse scheinen hier zu wirken; es wird auch vermutet, daß die heimlichen und vor allem gefährlichen Zusammenkünfte in den ersten Jahren nach der Verschleppung aus Zeitgründen diese auf das äußerste gedrängte Form des gemeinsamen Gebets hat entstehen lassen. Charakteristisch für die Brüdergemeinschaften ist ihr Ernst, die mehr oder minder deutliche Abkehr von jeglicher Fröhlichkeit; auffallend die mitunter enge Gesetzlichkeit, die Äußerlichkeiten wie das obligatorisch von der Frau in den Kirchen zu tragende Kopftuch, aber auch das für viele so segensreiche Alkohol- und Nikotinverbot umfaßt. Alles wird gesehen mit Blick auf die Wiederkehr Christi, auf das 1000jährige Reich: Eschaton – Apokalypse – „In welchem Siegel stehen wir?“ Immer wieder werden Fragen zu diesem Problemfeld gestellt und Antworten gesucht – in der freien Wortverkündigung und im Gespräch, und zwar nicht nur bei den Alten, sondern auch bei den Jungen unserer Tage.

Diese Kreise, die je nach der Persönlichkeit ihres oft charismatischen Leiters sehr unterschiedlich geprägt sind, standen am Anfang dessen, was heute pauschal als lutherische deutsche Gemeinden in der Sowjetunion bezeichnet wird. Aus praktischen Gründen – vor allem wegen eines Bethauses zur ungestörten gottesdienstlichen Versammlung – taten sich dann verschiedene Brüderkreise in einer Gegend zusammen und diskutierten das Problem der Registrierung – ob diese ein Pakt mit dem atheistischen Staat und also ein Bündnis mit Belial sei oder ob die Registrierung rein pragmatisch gesehen werden könne. *Kirchliche* Traditionen wuchsen diesen Kreisen erst mit der Zeit zu – als die Besuche der sich für einen weiteren Kreis von Gebetsgruppen verantwortlich wissenden heimlich reisenden Pastoren diese Traditionen wieder jenen ins Gedächtnis riefen, die als „Weltchristen“, „Sonntagschristen“ an die Brüderkreise herangezogen und von diesen scheinbar assimiliert worden waren und sich nun wohl wehmütig an die Kirche in der verlorenen Heimat erinnerten. Und auch die eigentlichen Brüderkreise waren prinzipiell ja nicht so sehr gegen die kirchlichen Traditionen eingestellt, sondern gegen deren Sinnentleerung durch eine der „Welt“ zugewandten Amtskirche. Es war wohl auch die innere Gestalt eines jeden Brüderkreises, in welchem Maße Fragen des Sakraments – nicht so sehr der Taufe, aber des *Abendmahls* – in den Blick rückten: ob die Sakramentsverwaltung nur dem ausgebildeten und ordinierten Pastor oder auch einem leitenden Bruder zustehe. In vielen Kreisen war diese wie selbstverständlich von den leitenden Brüdern übernommen

worden, da es keine Pfarrer mehr gab, die die Sakramente hätten spenden können. Besonders in diesem Punkt kam es oft zu Mißtrauen, zur Ablehnung kirchlicher Positionen durch die Brüder. Aber: wie erwähnt war die Gestalt eines jeden Kreises durchaus unterschiedlich, geprägt durch die Persönlichkeit des oder der Leitenden. In manchen Kreisen wurde durchaus der Wunsch nach Beauftragung eines Bruders zum vollen Dienst laut, und man bat Pfeiffer oder Bachmann, einen der ihren zu diesem Dienst vorzubereiten und einzusegnen. Die Zurüstung war den Gegebenheiten, aber auch dem Bildungsstand der Vorgeschlagenen entsprechend eher provisorisch, und nicht immer waren Fehlgriffe zu vermeiden. Diese Gemeindegruppen bzw. Hauskreise, die mit den eher am Rande Stehenden durchaus oft Hunderte zählen konnten, bildeten – gerade weil wegen der strikten Geheimhaltung ein Zusammenkommen jeweils aller sich dazugehörig Fühlenden kaum möglich war – keineswegs homogene Einheiten. So kam es durchaus vor, daß die einen einen vom Pastor zum Dienst beauftragten Bruder wünschten und schließlich auch einer der Ihren eingesegnet wurde, und daß die anderen einen solchen Vertreter der kirchlichen Tradition nicht wünschten. Spannungen und Spaltungen ergaben sich zwangsläufig aus solchen Situationen.

Die Pastoren Pfeiffer und Bachmann stellten den von ihnen zu Predigern und zu Pastoren Eingesegneten Attestate aus, die sie vor ihren Gemeindegemeinden legitimieren sollten. Ein Beispiel dafür bietet Wilhelm Kahle (Dokumente und Berichte zum Leben der lutherischen Kirchen und Gemeinden in der Sowjetunion – seit 1939/1940, Gütersloh 1988, S. 201):

„Evangelische-Lutherische Gemeinde in Zelinograd, UdSSR
UdSSR, Zelinograd, den 7. Juli 1968
ul. Kuibyschewa 101
Pastor Eugen Bachmann,
Pastoral-Attest

Hiermit wird bezeugt, daß *Reinhold Otto* von mir am 6. Juli 1968 im Bethause zu Zelinograd zum *Prediger* (Pfarrgehilfen) in unserer evangelisch-lutherischen Kirche nach der Ordnung unserer Kirche eingesegnet wurde. Damit ist ihm das Recht gegeben, mitzuarbeiten im Amt, das die Versöhnung predigt, und die damit verbundenen Amtshandlungen zu vollziehen, vor allem das Sakrament des Heiligen Abendmahls zu verwalten.

Der HERR segne Dich, lieber Bruder, und Deine Arbeit im Weinberge des HERRN!

Einsegnungstext: 1. Chronika 28,20

sub fide pastorali

Pastor: (Unterschrift: Eugen Bachmann)

Siegel: Evangelitschesko-ljuteranskaja religioznaja obschtschina grad.“

Allmählich erfuhr man auch in Deutschland – DDR und Bundesrepublik – von lutherischer Gemeindebildung der Deutschen in der UdSSR. Von Westdeutschland war irgendeine Art Hilfe oder auch nur Kontaktaufnahme praktisch nicht möglich. Aber von der DDR aus wurde doch manches versucht. Pfarrer besuchten, natürlich heimlich und oft auf abenteuerlichen Wegen, junge Gemeindekreise, und dies nicht nur einmal, sondern immer wieder. 1973 konnte Propst Eberhard Schröder vom Gustav-Adolf-Werk in Leipzig auf Einladung des orthodoxen Priesters (Archimandrit Kiril Borodin, jetzt Riga) zehn Tage in Zelinograd weilen, wo ihn zahlreiche Glieder der verschiedensten Gemeindekreise von nah und von sehr fern aufsuchten. Solcher teilweise recht intensiver Austausch verstärkte das Interesse an kirchlichen Traditionen weiter. Einen gewissen Erfahrungsaustausch gab es zwischen den kirchlich Gesinnten zunächst – es ging vor allem um praktische Fragen der Gottesdienstgestaltung des Abendmahls und der Amtshandlungen. Die beginnende Kontaktaufnahme des LWB, der als Instrument der Bemühungen der lutherischen Kirchen in der Bundesrepublik fungieren mußte, und schließlich die Besuchstätigkeit von Pastor Kalnins nach Tod bzw. Ausreise der drei genannten Pastoren (1972/73), boten den eingeseigneten Predigern und Pastorendienst Leistenden verstärkt Möglichkeit, um Rat zu fragen und um Hilfe zu bitten.

Mit der Zeit wurde in vielen Gemeinden der Gottesdienst eingeführt als zentrale Veranstaltung des Gemeindelebens. Die Agende beruht auf derjenigen von 1896, die auf der Generalsynode 1924 nur unwesentlich geändert worden war (Fortfall des Fürbittengebets für den Kaiser und seine Familie usw.) und nun den neuen Gegebenheiten angepaßt, sprich: vereinfacht wurde. Wegen fehlender Gesangbücher bzw. der Vielfalt der wenigen noch vorhandenen (Wolgadeutsches Gesangbuch, Petersburger Gesangbuch in verschiedenen Varianten, Odessaer Gesangbuch) müssen noch immer die Lieder stropfen- oder gar versweise vorgesprochen werden; entsprechend ist der Gemeindegesang eher schleppend, alles andere als mitreißend. Diesem Mangel soll ein von Bischof Kalnins vorbereitetes und vom Moskauer Patriarchat gedrucktes Gesangbuch mit 1001 Liedern abhelfen, von dem kürzlich 5000 Exemplare erschienen sind (weitere Auflagen sollen dann in Riga gedruckt werden). Die Predigten

werden durchweg verlesen. Auch ordinierte Brüder halten sich an die Lesepredigten von Hofacker, Brastberger, Blum, Moderson, Claus Harms u. a., was im sowjetischen Alltag besonders weltfern wirkt, aber doch auch die ganze Verinnerlichung und die bewußte Abwendung von der Welt anzeigt. Um eine gewisse Aktualisierung der Predigtinhalte herbeizuführen, sind im Jahre 1989 im Martin-Luther-Verlag, Erlangen, zwei Predigtbände erschienen, ein Nachdruck – *Carl Blum: Christus unser Leben*, sowie: *Herr Dein Wort. Ein Predigtbuch für Diasporagemeinden*. Der letztere Band, im Auftrag des Lutherischen Weltbundes herausgegeben, enthält 36 Predigten, die von Pfarrern aus der DDR eigens für rußlanddeutsche lutherische Gemeinden in der UdSSR verfaßt worden sind.

Die Gottesdienstdauer ist unterschiedlich, kann aber durchaus bis zu zwei Stunden betragen, in denen in dem meist sehr kleinen Bethaus – in der Regel ein umgebautes Zweifamilienhaus – sehr bald saunaartige Luftverhältnisse eintreten. Die Gottesdienstbesucher verharren voller Anspannung auf ihren harten Bänken, die oft nicht einmal eine Lehne haben. Der Gottesdienst wird aufgelockert durch Darbietungen des Chores, dem man – vor allem, wenn mehrere junge Leute mitsingen – anmerkt, daß Deutsch vielfach nur noch sehr mangelhaft beherrscht wird. Auffallend ist die geringe Präsenz von Männern im Gottesdienst – 20–25 Prozent höchstens, meist im Rentenalter.

Ob der Gottesdienst tatsächlich die zentrale Veranstaltung des Gemeindelebens ist, ist von Gemeinde zu Gemeinde verschieden – für viele nimmt diesen Platz sicherlich die anschließende Brüderversammlung ein. In manchen Gemeinden nehmen alle an Gottesdienst und Versammlung teil; in manchen Fällen steht der leitende Bruder dem Gottesdienst *und* der Brüderversammlung vor; oft nimmt der Gemeindeleiter zumindest auch an der Brüderversammlung teil – es gibt aber auch Gemeinden, wo die Trennung zwischen kirchlich Orientierten und Brüdern ziemlich schroff ist, wo es Spannungen gibt. Die insgesamt skeptische Haltung kirchlichen Traditionen gegenüber äußert sich beispielsweise darin, daß die meisten ordinierten Prediger es heute ablehnen, einen Talar zu tragen. Es gab Fälle, wo soeben Ordinierte gleich den Talar anlegten und mit pastoralem Auftreten – wie sie es sich vorstellten – die Gemeinde und vor allem die Brüderkreise verärgerten. Es ist nicht nur ihre Bescheidenheit, die die Brüder Zurückhaltung vor dem Tragen des Talars üben läßt, sondern es ist das Negative-Image in Brüderkreisen, das diese mit dem Talar verbindet: pastoraler Hochmut, Amtskirche, Zentralismus bzw. Unterordnung unter eine ferne, in ihren Augen überall Einfluß suchende Kirchenleitung u. a. m.

Gemeindeleiter und Spiritualität der Gemeinden

Wie erwähnt, kommen Gemeindeleiter und ordinierte Prediger im allgemeinen aus den Brüderkreisen. Jeder „Bekehrte“, jeder „Wiedergeborene“ ist berechtigt, eigenständig am Wort zu dienen – er hat das Recht der freien Verkündigung. Trotzdem kristallisiert sich natürlich ein Kreis von besonders Befähigten heraus, die dann in der Regel in den Kreis der – je nach Größe der Gemeinde – 10–15 (nicht ordinierten) Prediger gewählt werden. Aus ihrem Kreis wird der Älteste bzw. der Gemeindeleiter gewählt. Wenn eine Gemeinde oder Gebetskreis eine kirchliche Orientierung wünscht, setzt sie sich heutzutage mit Bischof Kalnins in Verbindung und schlägt ihm einen der Prediger oder auch den Ältesten vor, den er zum Pastor ordinieren soll. Wenn Kalnins Gelegenheit hat oder der Kandidat nach Riga kommt, ordiniert er den Vorgeschlagenen, ohne in der Regel die Möglichkeit zu haben, die Fähigkeit des Benannten zum Pastorenamt zu überprüfen oder überhaupt die Möglichkeit einer Einflußnahme zu haben.

Aus dieser Situation ergibt sich ein Hauptproblem der deutschen lutherischen Gemeinden in der Sowjetunion. Jede Gemeinde entwickelt gleichsam ihre eigene Spiritualität, die geprägt ist von Persönlichkeit und – vorhandenem oder nicht vorhandenem – Charisma der ersten Gemeindeleiter und Prediger. Die ersten Leiter, die die Gebetskreise gesammelt und zu einer Gemeinde zusammengefaßt haben, haben derselben ihren Stempel aufgeprägt und gleichsam „Schulen“ begründet. Hier hat jeder ein weites Feld, seine Vorstellungen an die Gemeinde weiterzugeben – seine Vorstellungen, wie er sie von seinen Vorgängern und von den anderen Predigern empfangen hat und womöglich weiterentwickelt. Die einzige „Kontrollinstanz“ für seinen Dienst am Wort ist der Älteste selbst und der Kreis der übrigen Prediger. Es gibt dann auch Fragen, die man bewußt aus dem Predigtkanon herausgenommen hat, weil man spürt, daß über ihnen die Gemeinden auseinanderzubrechen drohen. Es ist dies insbesondere die Frage der Wiederkunft Christi, wann das 1000jährige Reich anbrechen werde usw. Diese Fragen sind so lebendig und von so allgemeinem Interesse, daß hier die Gemüter aufeinanderprallen, unaufgebbare Positionen einzelner in den Gemeinden Gräben aufwerfen – so daß weithin die Absprache getroffen wurde, beispielsweise die Offenbarung nicht mehr zum Gegenstand der Schriftauslegung zu machen, um keinen Streit zu provozieren.

In jeder Gemeinde entwickelt sich nicht unbedingt eine eigene Theologie, das wäre zu hoch gegriffen – aber jede Gemeinde entwickelt ihre

eigene Spiritualität. Da unter den Gemeinden bisher nur wenige Kontakte bestanden, „schmorten die Gemeinden“, bildlich gesprochen, „im eigenen Saft“. Es gab bisher kein Korrektiv, kaum Austausch. Und beim Besuch lutherischer Gemeinden der Rußlanddeutschen fällt auf, daß manche in Gefahr zu stehen scheinen, in irgendeiner Form zum Sektenwesen hinüberzugleiten.

Aus diesem Umfeld nun kommen die meisten, die zum Pastorenamt ordiniert werden. Ihre Unsicherheit ist groß, sie lernen zwar die Leitung des Gottesdienstes nach der Agende, aber mehr oder weniger nur den äußeren Ablauf. Bei den geringen Bildungsmöglichkeiten, die den Rußlanddeutschen bisher geboten waren, und bei der skeptischen Haltung gegenüber Fragen der Bildung in den Brüderkreisen ist die Lernfähigkeit, ja vielleicht auch die Lernwilligkeit, bei vielen begrenzt. Und selbst wenn es in einer Gemeinde bereits eine gewisse pastorale Tradition gibt wie etwa in Zelinograd, Alma-Ata oder Karaganda, bleibt jeder Pastor eben doch ein Exponent seines gemeindlichen Umfeldes.

Eigenständigkeit der Gemeinden

Aus der Brüder-Tradition heraus haben die Gemeinden ihr Selbstverständnis absoluter Eigenständigkeit bewahrt. Ihr Entstehen basierte ja vor 170 Jahren auf dem Gegensatz zur Pastorenkirche, die den geistlichen Bedürfnissen vieler Gemeindeglieder nicht genügen konnte. Das Unbehagen gegenüber der früheren Amtskirche wirkt nach; nur ein Teil der Pastoren würdigten diese Tradition als Salz der Gemeinde. Die Pastoren wurden als Instrument einer fernen, weltlichen Kirchenleitung betrachtet, die in einem fremden Geist auf die Brüderkreise Einfluß zu nehmen sucht. Dies Verständnis ist bis heute oft anzutreffen. Man muß ganz klar sehen, daß viele Gemeinden, namentlich ihre Ältesten und Gemeindeleiter, dieses Ressentiment pflegen und eine Unterordnung unter den fernen Bischof in Riga gar nicht wünschen. Sie fürchten, daß durch die Einbindung in eine Kirchenorganisation ihre Eigenständigkeit verlorengehen könnte. Man muß das auch rein menschlich sehen – mancher Gemeindeleiter fürchtet um seine bislang unangefochtene Stellung in der Gemeinde, wenn er sich einem Propst oder einem Bischof unterordnen muß.

Die Vorstellung von der völligen Uneingeschränktheit der Stellung des die Gemeinde Leitenden und von der völligen Autonomie der einzelnen Gemeinschaft hat auch zur Isolierung der Gemeinden voneinander geführt. Oft genug führten Eifersüchteleien, Meinungsverschiedenheiten zum

Einfrieren ohnehin schon wenig intensiver Kontakte zwischen einzelnen Gemeinden. Schließlich zeigt ein Blick auf die Karte der Sowjetunion und die Verteilung der Gemeinden in den Weiten Mittelasiens und Westsibiriens, dazu noch die neuen Gemeinden an der Wolga, daß die für uns ungeheuren Entfernungen der Tendenz der Absonderung der Gemeinden voneinander entgegenkam. Die Abhängigkeit von völlig unzulänglichen öffentlichen Verkehrsverbindungen trug ein übriges dazu bei. Das mag im letzten Jahrzehnt, da Möglichkeiten des gegenseitigen Besuchs eher gegeben waren, ein wenig besser geworden sein. Aber man ist doch immer wieder verwundert, um nicht zu sagen befremdet, darüber, wie wenig zuweilen die Leitenden einer Gemeinde über andere deutsche Gemeinden wissen, wie wenig sie sich vielfach dafür interessieren. Auch hier darf man die Situation der Gemeinden bis vor einigen Jahren nicht aus dem Blick verlieren, welche die Isolierung voneinander ebenfalls gefördert hat: viele Gemeinden standen bis in die jüngste Vergangenheit in einem ständigen Existenzkampf, im ständigen Ringen mit der Religionsbehörde und unter der Anfeindung der öffentlichen Meinung. Die deutschen Lutheraner haben stets danach getrachtet, bei der „Obrigkeit“ keinen Anstoß zu erregen. Das gehörte bis jetzt zur Überlebensstrategie. Und als Kirche der deutschen Minderheit (das trifft auch auf andere Denominationen zu) fühlten sie sich in besonderem Maße beobachtet und bedrängt, so daß besondere Anpassung geraten schien. Das geben die Gemeindeleiter auch unumwunden zu, die immer wieder auf die Willkür der Behördenvertreter auf lokaler Ebene hinweisen. Aber gleichzeitig wird auch betont, daß – während man die eigene Haltung etwa als ein Sich-Ducken charakterisiert – „die Baptisten mit dem Staat unter einer Decke stecken“.

Es kommen weitere politische Implikationen hinzu: Jeder weiß um die Einflußnahme der Sowjetbehörden auf die Kirchenleitungen. Man weiß, daß Bischof Kalnins weder von einer Synode gewählt noch von sonst einer kirchlichen Instanz zum Bischof bestimmt wurde, sondern vom Rat für religiöse Angelegenheiten. Zwar war er seit 1980 als Superintendent der deutschen Lutheraner vom Staat anerkannt, aber immer wieder hat die Staatskirchenbehörde Bemühungen von Pfarrer Kalnins um den Aufbau einer deutschen Kirchenorganisation zurückgewiesen – auch in den letzten Jahren. Im August 1988 wurde Kalnins völlig unerwartet nach Moskau zum Rat für religiöse Angelegenheiten zitiert, wo man ihm eröffnete, seiner Erhebung zum Bischof stünde nun seitens des Staates nichts mehr im Wege. Die Leitung der Evangelisch-Lutherischen Kirche Lettlands leitete – die Gunst der Stunde nutzend – sofort und beinahe überstürzt

alles Notwendige ein, um den künftigen Bischof in sein Amt einzuführen. Allein eine bestimmte politische Konstellation und der Entscheid der Staatskirchenbehörde haben also die Erhebung Kalnins' zum Bischof ermöglicht.

Auswanderung

Das Auswanderungsfieber, das die deutschen Siedlungsschwerpunkte schüttelt, zeigt in den Gemeinden tiefgreifende Folgen. Immer schon wurden Ausreiseanträge der Aktivsten in den Gemeinden von den Behörden bevorzugt berücksichtigt, um die deutschen Gemeinden und damit das Deutschtum überhaupt zu schwächen. Jetzt trifft die Ausreisebewilligung noch viel breitere Kreise. Die Zahl der Glieder mancher Gemeinden sinkt rapide. So las man beispielsweise in einer inoffiziellen baptistischen Zeitung („Protestant“, Mai 1989) den „Beunruhigten Brief“ einer deutschen Mennonitengemeinde:

„Weil die meisten unserer Gemeindeglieder nach Deutschland ausgewandert sind, laden wir Brüder und Schwestern, die auf das Land übersiedeln wollen, ein, in unsere Gemeinde Suzanovo (Orenburger Gebiet) zu kommen. Unser Bethaus bietet 1 000 Personen Platz. Wenn niemand zu uns zieht, dann wird es (vom Staat) geschlossen und zu einem Klub gemacht. Peter Grunau, Suzanovo, Novosergeevskij rajon, 451 210 Orenburger Gebiet“

Aussiedlungswillige und Ausgesiedelte begegnen jenen Worten Kalnins' mit Unverständnis, die er zur Ausreiseproblematik findet: „Wer reich werden will, der soll ausreisen – wer jedoch selig werden will, der soll hierbleiben!“ (Iwi-Information 33/89).

Diese Worte erinnern – natürlich in geistlicher Diktion – ein wenig an die Hauptvorwürfe der Sowjetpresse gegen die Ausreisewilligen: Glücksritter, auf die Erringung materiellen Wohlstandes Bedachte. Aber Kalnins stellt nicht fest, sondern ruft zur Besinnung auf – dennoch: Er kennt die Not der Auswanderungswilligen zur Genüge und weiß, daß es den Allerwenigsten um die Erringung materieller Güter geht: „Wer möchte, daß seine Kinder als Deutsche aufwachsen sollen, der muß jetzt raus!“ – darum geht es bei der Auswanderung. Vor kurzem noch war der Wunsch nach *ungestörtem Gottesdienst und Gemeindeleben* vorrangig und spielt auch heute eine große Rolle. Trotz Gorbatschows Perestrojka und den daraus sich ergebenden Erleichterungen ist das Mißtrauen groß, so daß ein gesichertes Gemeindeleben nach wie vor als wichtiger Ausreisegrund gilt.

In der Auswanderungsfrage kann nur gelten, daß viele Rußlanddeutsche sicherlich in der Sowjetunion bleiben würden, wenn sie dort die Möglichkeit hätten, als Deutsche zu leben. Und diese Möglichkeit eröffnet tatsächlich nur die Wiedererrichtung der deutschen Wolgarepublik bzw. eines eigenen autonomen Territoriums; neuerdings ist übrigens der sowjetische Teil Ostpreußens als künftige autonome Republik oder autonomes Gebiet für die Deutschen im Gespräch (Literaturnaja gazeta, 11. 10. 1989).

Immer wieder wird behauptet, daß die Rußlanddeutschen in ihrer Masse nicht in ein solches neues Gebiet – ob Wolga oder Ostpreußen – ziehen würden. Sie hätten sich in den neuen Gebieten festgesetzt, hätten Wurzeln geschlagen usw., und die Nachgeborenen, die die alten Siedlungen an Wolga, Schwarzem Meer, im Kaukasus usw. nicht mehr erlebt haben, hätten keineswegs die Absicht, ihre jetzigen Wohngebiete aufzugeben. Gerade in den letzten Monaten haben sich die Verhältnisse aber so geändert, daß zumindest die Masse der Deutschen in Mittelasien schon jetzt (November 1989) praktisch die Koffer packt: Seit den nationalen blutigen Unruhen in Mittelasien, die mit den Erhebungen der Kasachen gegen die Russen seit Ende 1986 begannen, geht unter den Deutschen die Angst um. Es handelt sich bei all diesen antirussischen Aufständen im Grunde gar nicht um Protestbewegungen gegen die dominierenden Russen, sondern es geht tatsächlich um eine Auseinandersetzung zwischen „Schwarzen“ und „Weißen“ (in rußlanddeutschem Sprachgebrauch sind mit „Schwarzen“ die Einheimischen – Kasachen, Tadschiken, Usbeken usw. gemeint, während Russen, Ukrainer, Balten, Deutsche usw. als die „Weißen“ bezeichnet werden). Es handelt sich um den Aufstand der islamischen Völker in der UdSSR gegen die Okkupation ihrer Siedlungsgebiete durch Nicht-Mohammedaner, also Christen, Atheisten usw. Und die Deutschen dort haben jetzt besondere Angst, weil sie – was die Siedlungsdauer betrifft – noch viel weniger Wohnrechte dort haben. Die Deutschen, die an sich mit den Einheimischen ganz gut zurechtkommen, erhalten anonym und auch ganz direkt Warnungen: „Wenn ihr nicht in den nächsten zwei Jahren von hier verschwindet, passiert was! So lange geben wir euch Zeit!“ Diese Warnung ist, das muß man sich klarmachen, durchaus freundschaftlich gemeint. Russen sind teilweise dem Terror schon jetzt ausgesetzt, und zwar ungewarnt. Die Deutschen in Mittelasien sind also im Begriff, die Koffer zu packen. Die Errichtung eines autonomen Gebietes für die Deutschen in der Sowjetunion käme ihnen als Alternative gerade jetzt sehr gelegen – ein Gebiet, wo man sie nicht mehr bedroht, wo

sie die Herren sind. Aber: wenn man schon die Koffer packt – warum nicht gleich an den Rhein?

Der Status einer autonomen Republik oder auch der eines autonomen Gebiets bedeutet die Zuweisung eines Territoriums an eine nationale Minderheit. Auf diesem Territorium hat die jeweilige Minderheit eine nationale Selbstverwaltung. Das Wichtigste an der territorialen Autonomie ist, daß die jeweilige Minderheit ein eigenes Bildungssystem in ihrer Sprache aufbauen kann, von der Grundschule bis zur Hochschule. Der Status einer autonomen Republik oder eines autonomen Gebietes sichert der Minderheit das Recht des nationalen Schulsystems, das Recht auf den Aufbau kultureller Einrichtungen, sichert den Deutschen in der Sowjetunion das Recht zu, die schweren Verluste an nationaler und kultureller Substanz langsam wieder aufzuarbeiten, nachzuholen und wirklich als Deutsche in der Sowjetunion leben zu können. Natürlich werden zunächst nicht viele dorthin ziehen; 50 000 bis 70 000 wohnen allerdings schon jetzt wieder im alten Wolgagebiet, wo die deutschen Dörfer weitgehend leerstehen. Das weisen sowjetdeutsche Zeitungen an Hand von Statistiken nach: in den meisten Wolgadörfern lebte 1987 nur noch – rein statistisch – ein Prozent (!) der Zahl derer, die 1937 zur Zeit der damals noch existenten deutschen Wolgarepublik dort wohnten („Freundschaft“, 5. 4. 1989).

Und eines scheint sicher zu sein: viele Gemeinden wollen geschlossen umsiedeln, wenn ein deutsches autonomes Territorium in der Sowjetunion geschaffen würde. Sie, so hört man jedenfalls unter Rußlanddeutschen immer wieder sagen, würden gerne die Vorhut und eine künftige geistig-geistliche Heimat bilden für künftige Umsiedler innerhalb der Sowjetunion.

Die sogenannte Kulturautonomie, die den Deutschen in der UdSSR auch versprochen bzw. als Alternative angeboten wird, gibt den Deutschen die Möglichkeit, eigene Kulturzentren aufzubauen, die Möglichkeit der Einrichtung von Deutschunterricht für Rußlanddeutsche – aber eben nur die *Möglichkeit*, nicht aber das einklagbare Anrecht. Im Prinzip gibt es entsprechende Bestimmungen in den einzelnen Republiken schon lange. Nur haben die lokalen Schulen und Behörden die Umsetzung der Bestimmungen für den deutschen Unterricht für Rußlanddeutsche in die Wirklichkeit bisher erfolgreich verhindert. Deshalb meinen auch die Sprecher der Deutschen in der Sowjetunion, die Kulturautonomie biete keine Abhilfe für die Probleme der Rußlanddeutschen, sondern befestige nur den Status Quo, d. h. verhindere nicht die weitere Russifizierung der Deutschen.

Rußlanddeutsche und die deutsche Sprache

Eines der dringlichsten Probleme, das sich den lutherischen Gemeinden in der Sowjetunion stellt, ist – bisher – das der Gottesdienstsprache. Da die Möglichkeit, in den Schulen Kasachstans, Mittelasiens und Sibiriens Deutschunterricht für Deutsche einzurichten, von den Behörden bis auf den heutigen Tag erfolgreich unterlaufen werden, sind die Deutschkenntnisse der jungen Deutschen sehr gering. Vielleicht 15–20 Prozent der jungen Rußlanddeutschen kommen in den Genuß eines rudimentären muttersprachlichen Unterrichts. So ist die Frage, in welcher Form man dieser Entwicklung Rechnung tragen sollte, äußerst brisant. Denn die älteren Gemeindeglieder beharren auf der Sprache Luthers in der Gemeinde, die aber die Jugend – natürlich auch immer von Familie zu Familie verschieden – kaum noch versteht. Man stand und steht vor der traurigen Tatsache, daß viele Jugendliche, sofern sie im Glauben bleiben, sich den deutsch-mennonitischen Baptistengemeinden anschließen, die deutsch- und russischsprachige Gottesdienstversammlungen anbieten, wo jedoch die deutschsprachigen Versammlungen nur noch von den Älteren besucht werden, während sich die Jugend und die mittlere Generation in den russischsprachigen Versammlungen trifft. Während daher die lutherischen Gemeinden im allgemeinen einen sehr überalterten Eindruck machen (in Baptistenkreisen werden sie auch meist einfach die „alte Gemeinde“ genannt), drängt sich in mennonitisch-deutschen Baptistengemeinden die Jugend.

Der Übergang vor allem aus einer lutherischen Brüdergemeinde, wo jeder erst nach erlebter Erweckung, Bekehrung – also geistlicher Wiedergeburt – und nach der Aufnahme in die Brüdergemeinschaft (im Sinne einer geistlichen Neuertaufe) – vollwertiges Mitglied wird, in die Baptistengemeinde ist für die jungen Leute nicht problematisch, weil dort Versammlung, Predigt, Liedgut ähnlich sind wie in der lutherischen Brüderversammlung (siehe oben). Hier treffen sie Jugend und können russisch sprechen.

Die Frage, ob deutsches Luthertum auch in russischer Sprache weiterleben kann, wurde hierzulande kontrovers diskutiert. Vielleicht erübrigt sich aber in der jetzigen Entwicklung die gesamte Frage. Man sollte auf das Prinzip Hoffnung setzen. In der sowjetischen Presse wird die deutsche Frage heiß diskutiert. Wollen wir hoffen, daß kommt, was sowjetische Zeitungen fordern: ein autonomes Gebiet für die Deutschen. Damit würde sich die existentielle Frage nach dem Weiterleben der deutschen Sprache in der Sowjetunion und damit dem Weiterleben deutschsprachiger Ge-

meinden in der Sowjetunion reduzieren auf ein überschaubares Problem: Durch individuelle Regelungen den Gemeindebestand – ob mit Hilfe des Deutschen oder des Russischen – zu sichern, bis die Weiterexistenz der deutschen Minderheit in der UdSSR und das Weiterleben der deutschen Sprache und einer eigenen Kultur der Deutschen in der Sowjetunion gewährleistet sind.

Zur Statistik

In kirchlichen Publikationen (LWB, ÖKR) wird ein nicht ganz zutreffendes Bild von der Größe der zukünftigen Kirche vermittelt. Die Angaben von Bischof Kalnins sind allerdings auch widersprüchlich. Von fünfhundert Gemeinden der künftigen Deutschen Evangelisch-Lutherischen Kirche ist seit einiger Zeit die Rede. Aber davon seien maximal dreihundert registriert. Die übrigen zweihundert seien Hauskreise, von denen er teilweise nur wenig wisse – sie bestünden aus jeweils fünf bis dreißig Personen, meist aus sehr alten Leuten, die an eine Registrierung nicht mehr denken, weil diese Kreise mit dem Ableben der sie Tragenden aufhören werden zu existieren. Einige dieser Kreise lehnen die Registrierung prinzipiell als ein Bündnis mit dem Antichrist ab – aber auch diese (oft wolgadeutschen) Gruppen seien klein und wohl auch nicht besonders zahlreich. Die Seelenzahl, die von den lutherischen Gemeinden erreicht werde, bezifferte Kalnins mit ca. 60 000 „aktiven Gemeindegliedern“ (Gespräch mit Bischof Kalnins am 23. 5. 1989), dieser Zahl steht die oft genannte Zahl von ca. 200 000 Lutheranern unter den zwei Millionen Deutschen in der Sowjetunion gegenüber, die vielleicht Kinder und nicht regelmäßige Gottesdienstbesucher einschließt.

Die Zahl der Taufen, die in den Gemeinderegistern aufgeführt werden, wächst ständig. Doch bringen die steigenden Zahlen kein Anwachsen der Gemeinden mit sich, auch keine Verjüngung, keine Aktivierung. Das hängt nicht nur mit der Auswanderung zusammen. Die steigenden Taufzahlen, so wurde mir bei Besuchen in Mittelasien 1987 erklärt, würden lediglich anzeigen, daß die Religionsbedrückung jetzt nicht mehr so groß sei und die Menschen keine Scheu mehr haben, ihre Kinder taufen zu lassen. Warum? Aus Tradition, eine schöne Sitte, vielleicht auch eine Art Bekenntnis zum Deutschtum – kaum mehr. Die Paten seien oft selbst gar nicht mehr getauft, Taufgespräche können in vielen Fällen nicht stattfinden. Die Taufeltern und ihre Verwandten und Paten sehe man in den allermeisten Fällen nach der Taufe nicht mehr im Bethaus. Eine ähnliche

Beobachtung mache man mehr und mehr nun auch an den Konfirmierten. Zwar wachse ihre Zahl, aber ihr Interesse an der Kirche schwinde nach der Konfirmation, und sie blieben bald der Kirche fern – alles Beobachtungen, die uns hierzulande nicht fremd sind und auf eine „normale“ Entwicklung bei uns hindeuten.

Perspektiven und Aufgaben

Aus dieser Bestandsaufnahme – deshalb wurde sie in dieser Form gegeben – leiten sich die Probleme des Aufbaus der „Deutschen Evangelisch-Lutherischen Kirche in der Sowjetunion“ ab. Um auch dies zu betonen: Es handelt sich nicht um einen Neuanfang, juristisch gesehen. Es hat nie eine deutsche evangelisch-lutherische Kirche – weder in Rußland noch in der Sowjetunion – gegeben. Auch jene lutherische Kirche, die in der Zwischenkriegszeit in der Sowjetunion bestand, war – wie die „Evangelisch-Lutherische Kirche in Rußland“ vor der Revolution – eine *multi-nationale* Kirche, nur daß sich nach 1921 – (Selbständigkeit der baltischen Staaten Estland, Lettland und Litauen) die Relationen verschoben hatten. Umfaßte diese Kirche vor 1921 – übrigens stets unter deutscher Leitung – etwa eine Million Letten, eine Million Esten, eine Million Deutsche, 150 000 Finnen und Zehntausende Glieder anderer Minderheiten, so zählten in der Zwischenkriegszeit zur „Evangelisch-Lutherischen Kirche in Rußland“ nach der Verselbständigung Estlands, Lettlands und Litauens knapp 600 000 Deutsche, 150 000 Finnen, 120 000 Esten, 80 000 Letten sowie 5 000 Angehörige anderer Völker (W. Kahle, Die lutherischen Kirchen und Gemeinden in der Sowjetunion – seit 1938/40, Gütersloh 1985, S. 115 – „die Daten von Esten, Letten und Finnen erschienen ... ohne Zweifel viel zu hochgegriffen“). 147 deutschen Kirchspielen standen 22 finnische, 5 lettische und 4 estnische Kirchspiele gegenüber, und neben den beiden deutschen kirchenleitenden Bischöfen in Moskau (Theophil Meyer) und Petro-/Leningrad (Arthur Malmgren) hatten die finnischen, estnischen und lettischen Kirchspiele jeweils ihren eigenen Bischof. Am Predigerseminar in Leningrad (1925–1933) studierten denn auch angehende Pastoren all dieser Nationalitäten.

Theologische Ausbildung

Die wichtigste Aufgabe, die sich aus der Bestandsaufnahme ableitet, ist die einer wie auch immer gearteten theologischen Ausbildung. Diese

Aufgabe wird von allen erkannt, auch von einem Großteil der betroffenen Gemeinden, die mehr oder weniger deutlich spüren, daß ihnen wichtige theologische Grundlagen verlorengegangen sind. Aber wie das zu bewerkstelligen sei, ist auch Bischof Kalnins unklar. Daß diese Ausbildung derzeit nur in Riga stattfinden kann, ist – solange die Deutschen in der Sowjetunion kein eigenes Territorium besitzen – unbestritten. Zunächst dachte man daran, in Anbindung an das lettische Theologische Institut, das aus einem Fernkurs-Institut seit diesem Sommer in ein Institut mit Direktstudium an fünf Wochentagen umgewandelt werden konnte, die deutschen Bewerber internatsmäßig in Riga unterzubringen und die lettische und die deutsche Pastorenausbildung unter einem Dach durchzuführen. Einiges spricht aber gegen diese Konzeption: Die stark brüdergemeinschaftliche Grundprägung der rußlanddeutschen Lutheraner dürfte sich mit der einerseits weltoffeneren, andererseits stark national gefärbten Einstellung der lettischen Studierenden nicht gut vertragen. Ein Sprachproblem würde sich stellen: Die Rußlanddeutschen können natürlich kein lettisch, die Letten (und ja auch die Rußlanddeutschen) nicht ausreichend Deutsch – also würde man, wie am multinationalen katholischen Priesterseminar in Riga mit Russisch als Lehrsprache arbeiten – ein Gedanke, der von den Letten nie akzeptiert würde. Sodann dürfte der Bildungsstand der Deutschen erheblich niedriger sein als der der Letten. Nun hat Bischof Kalnins den Plan, Fernkurse für die deutschen Bewerber anzubieten.

Nun versucht man folgendes Vorgehen: Im November 1989 soll der erste theologische Kurs für deutsche Lutheraner in der UdSSR beginnen. Er wird drei Wochen dauern. Die rund zwanzig Teilnehmer (darunter auch einige weibliche!) sind privat oder in einem Hotel untergebracht. Danach gehen sie in ihre Gemeinden zurück und bilden sich auf dem Korrespondenzwege fort, um dann im April 1990 wieder für drei Wochen nach Riga zu kommen. Bischof Kalnins und lettische Dozenten sowie eine Deutschlehrerin unterrichten während der Kurse in Riga; das Korrespondenzkursprogramm wird erarbeitet. Es ist in besonderem Maße an personelle Hilfe aus Deutschland gedacht – sowohl hinsichtlich der Seminare als auch der Ausarbeitung der Fernkurse. Im November weilt z. B. Prof. Dr. Georg Kretschmar von der evangelisch-theologischen Fakultät der Universität München in Riga, um an grundsätzlichen Weichenstellungen mitzuwirken. Geplant ist, daß Kretschmar im Frühjahr 1990 für längere Zeit nach Riga übersiedelt, um sich den anstehenden Aufgaben kontinuierlich widmen zu können.

Für diese Arbeit ist es wichtig, Kalnins mit theologischer Literatur zu versorgen – aber, wie er betont: mit Literatur, die die angehenden Pastoren verstehen, und nicht solche, die sie verwirrt. Eine enge Fühlungnahme mit Kalnins in Sachen Literaturbeschaffung ist also unbedingt notwendig.

Kirchenorganisation

Das nächst Wichtige ist der Aufbau einer Kirchenorganisation. Die Schwierigkeiten, die sich hier auftürmen, sind kaum zu benennen. Mit der Aufnahme in den Lutherischen Weltbund, die im August 1989 erfolgte, ist es natürlich nicht getan. Vom 28. Mai 1989 ab fand in Karaganda die erste Pröpstekonferenz statt. 25 Pröpste sind jetzt bestellt, die den Bischof in den einzelnen Brzirken vertreten wollen. Da diese Pröpste aber selbst ohne theologische Ausbildung sind und meist nur über Grundschulbildung (die oft nicht einmal abgeschlossen ist) verfügen, ist nicht sichergestellt, daß diese äußere Struktur das hält, was man sich davon verspricht. Kalnins ist selbst besorgt darüber. Es kommt hinzu, daß sich die Gemeindeleiter ungern in ihr Amt hereinreden lassen wollen. Es ist also die Frage, ob die Pröpste die Autorität gewinnen, die zum Aufbau einer soliden Struktur notwendig ist. Viel hängt hier von der Persönlichkeit und von der Integrität der Pröpste ab. Es soll ja dahin kommen, daß diesem augenblicklich künstlich von oben geschaffenen Raster allmählich Strukturen nach unten nachwachsen. Es erweist sich dies bei dem Erscheinungsbild der Gemeinden, wie es zuvor geschildert wurde – bei der Unterschiedlich-, ja Gegensätzlichkeit, bei der oft fehlenden Bereitschaft zur Unterordnung und Zusammenarbeit – als ein äußerst schwieriges Unterfangen.

Wie man diesen Schwierigkeiten weiterhin begegnen kann, ist von hier aus überhaupt nicht zu beurteilen. Man kann nur hoffen und beten, daß hier die Größe der Aufgaben, eine gewisse Routine und vor allem häufige Pröpstekonferenzen eine gedeihliche Zusammenarbeit zum Wohl dieser jungen Kirche möglich machen. Der Sitz des Bischofs in Riga ist da natürlich ein erheblicher Nachteil. Aber Kalnins hat sich immer dagegen gestraußt, seinen Sitz nach Asien zu verlegen – einmal aus verständlichen persönlichen Gründen, dann aber auch aus der begründeten Überlegung heraus, daß er nur hier die so notwendige dauernde Hilfe der lettischen Kirche, aber vor allem der westlichen kirchlichen Organisationen sicherstellen kann, deren Interesse an den deutschen Lutheranern in der Sowjetunion jetzt eine ganz wichtige und unerläßliche Stütze darstellt. Kirchen-

organisation und theologische Ausbildung sind die sichtbaren Hauptpfeiler, an denen die junge Kirche emporwachsen muß.

Weitere Probleme

Es kann nicht Aufgabe der neuen Kirche sein, die je eigene brüdergemeinschaftliche Spiritualität der Gemeinden durch eine amtskirchlich verordnete Einheitsspiritualität zu ersetzen. Das ginge auch gar nicht. Hier ist im einzelnen Überzeugungsarbeit zu leisten. Pröpstekonferenzen reichen dafür nicht aus; man müßte die Gemeindeleiter dazu bringen, daß sie sich zu Konferenzen treffen, sich austauschen und regelmäßig theologische Fragen gemeinsam unter Leitung eines Erfahrenen – wenn möglich des Bischofs – erörtern. Von lutherischer Seite erklärte man stets, solche Konferenzen seien bisher verboten gewesen. Gleichzeitig war aber von dem Leiter einer Mennonitengemeinde zu erfahren, daß die kirchlichen Mennoniten trotz des Verbots seit Jahren schon monatlich solche Konferenzen abhalten, zu denen sie aus jeder Gemeinde Kasachstans – unter offensichtlicher stillschweigender Duldung der Behörden – drei bis fünf Prediger oder Gemeindeleitende entsenden. Das läßt darauf schließen, daß die Lutheraner solchen Austausch, solches Miteinander vielfach gar nicht wünschen, sondern oft die Unabhängigkeit ihrer Gemeinde und die Absonderung bewahren wollen. Ein positives Zeichen ist andererseits die bereits erwähnte Erkenntnis auch in manchen Brüdergemeinschaften, daß sie ohne irgendeine Art theologischer Grundlegung den Boden unter den Füßen verlieren.

Das Aufgabenfeld ist also fast unübersehbar und Hilfe von hier aus praktisch unmöglich. Vor diesen Problemen wirken die weiteren fast sekundär. Das größte unter den kleineren Problemen dürfte das *Alter des Bischofs* sein, der bald das achte Lebensjahrzehnt vollendet haben wird. Sein Amt fordert ihm, der Größe seines Bezirks und vor allem der Größe der Aufgabe entsprechend, mehr Kraft ab, als die meisten Menschen in der Mitte ihres Lebens und auf der Höhe ihrer Leistungsfähigkeit aufzubringen imstande wären.

Die Lösung des Problems der *Sprache*, eigentlich eines der erstrangigen unter den deutschen Lutheranern, wird sich vielleicht – und hoffentlich – durch die neuesten Entwicklungen mit der Zeit von selbst ergeben. Die Befürchtung war (und sie ist noch längst nicht ausgeräumt), daß mit dem Verlust der deutschen Sprache das Luthertum in der Sowjetunion unter den ethnischen Deutschen verloren gehe, daß das Luthertum in die

russische Sprache nicht übertragbar sei, und daß die junge Generation, wenn sie noch gläubig sei, zu den Baptisten abwandern werde. Gewiß wird man jetzt noch den jungen Menschen begleitend in russischer Sprache Hilfe leisten müssen, aber doch auf günstigere Entwicklungen für die Deutschen in der Sowjetunion hoffen dürfen. Wenn der Ratsvorsitzende der EKD, Bischof Kruse, beim Besuch der ersten EKD-Delegation bei rußlanddeutschen Lutheranern 1989 auf Wunsch von Kalnins 40 000 russische Bibeln als Geschenk mitführte, so ist dies nicht unbedingt als ein Spiegel der sprachlichen Situation der deutschen Lutheraner in der UdSSR zu deuten. Die Zahl deutscher Bibeln war vergleichsweise so gering, da zuvor bereits den Rußlanddeutschen deutsche Bibeln in großer Zahl zugeleitet worden waren.

Deutschsprachige Bibeln, *deutschsprachige geistliche Literatur* sind gefragt, aber auch hier ist das Problem: was ist erwünscht, was ist gefragt, aber auch: was ist notwendig? Das führt zu einem Problem, das aber – wie eigentlich alle großen Schwierigkeiten dieser jungen Kirche – nur ganz langsam, mit großem Fingerspitzengefühl und enger Kontaktnahme mit Bischof Kalnins angegangen (längst nicht gelöst) werden kann. Es sei nur mit einer Kurzformel umrissen: Von Brastberger zu Barth muß der Weg gehen (wobei Barth hier nur für das 20. Jahrhundert stehen soll). Theologisch und spirituell stehen die Gemeinden im ausgehenden 18. und im 19. Jahrhundert. Es kann natürlich jetzt nicht darum gehen, ihre künftigen Pfarrer mit den neuesten Erkenntnissen moderner Bibelkritik, den aktuellsten theologischen Fragestellungen zu konfrontieren. Es muß aber möglich sein und ist eigentlich überlebensnotwendig, die künftigen Pastoren in der UdSSR an die Entwicklungen der letzten hundert Jahre wenigstens heranzuführen, damit sie einmal Antworten geben können auf Fragen, die der Sowjetalltag stellt – Fragen, auf die sie bisher nur mit Abwendung, durch Rückwendung und Abkapselung reagiert haben.

Mit der Freude darüber, was im letzten Jahr in der Entwicklung der „Deutschen Evangelisch-Lutherischen Kirche in der Sowjetunion“ möglich geworden ist, mischt sich die große Sorge, wie die vielen Probleme, die das Wachsen dieser Kirche begleiten, gelöst werden können. Die Kraft unseres begleitenden Gebets ist sicherlich das Wichtigste, was wir hierzulande beisteuern können.